"Chuchichästli" auf chinesisch

Autor(en): **Senger, Harro von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **52 (1996)**

Heft 1

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421699

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Chuchichäschtli» auf chinesisch

Schweizerdeutscher Wortschatz in einer Schanghaier Buchausgabe

Von Prof. Dr. Harro von Senger

«Derzeit weiten sich der Austausch und die Zusammenarbeit in Bereichen wie Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft und Technik zwischen unserem Land und den deutschsprachigen Staaten ständig aus, was dazu führt, daß die Zahl der Deutschlernenden zunimmt. Die Schweiz ist eines der Länder, in dem u.a. Deutsch gesprochen wird. Doch das in der Schweiz benutzte Deutsch und das in Deutschland benutzte Deutsch sind nicht völlig identisch. Beim Schreiben, in der Aussprache und Grammatik sowie im Vokabular gibt es einige Unterschiede. Sie wurden bis anhin in unserem Land noch kaum bekanntgemacht. Um diese Wissenslücke zu schließen, haben wir vorliegendes Buch verfaßt.»

So lauten die Eingangszeilen eines soeben im Schanghaier Verlag für den Fremdsprachenunterricht (Shanghai Waiyu Jiaoyu Chubanshe) in einer Auflage von 2000 Exemplaren erschienenen, 284 Seiten und 226 000 Schriftzeichen umfassenden kleinformatigen Bändchens mit dem Titel «Ruishi Deyu Cihui Huibian» («Schweizerdeutscher Wortschatz»). Das von Xu Zhi'er mit finanzieller Unterstützung der Pro Helvetia herausgegebene Werk ist, soweit bekannt, das erste einer deutschen Mundart gewidmete Wörterbuch aus China. Auf eine kurze Einleitung über die deutsche Sprache in der Schweiz folgt der alphabetisch geordnete, 3400 Wörter enthaltende lexikalische Teil, in dem auch «Schweizerdeutsch» (Ruishi deyu; Ruishi deyu fangyan) erklärt wird: «das Alemannisch der Schweizer; Mundart = Umgangssprache der deutschsprachigen Schweizer». In einer Bibliografie sind sechzehn Werke aufgeführt, darunter «Was ist eigentlich Schweizerdeutsch?» von Arthur Baur, Winterthur 1983, «Wort und Sprache» von Hans-Martin Gauger, Tübingen 1970, «Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz» von Rudolf Hotzenköcherle, Aarau 1984, und «Wie sagt man in der Schweiz?» von Kurt Meyer, Mannheim 1989.

So werden denn nun Chinesen inskünftig Ausdrücke büffeln wie «Badi», «Beiz», «Böögg», «Büsi», «erklüpfen», «Genoßsame», «gigampfen;, «Gof», «Goldvreneli», «grüezi», «Kantönligeist», «Kässeli», «Lädelisterben», «lismen», «Meitli», «Nuggi», «Pfnüsel», «urchig», «Röstigraben» und «Zürihegel». Jede Vokabel wird zuerst in Hochdeutsch und dann in Chinesisch erklärt, so etwa «Chuchichäschtli»: «Küchenschrank, shipinchu [hier rückübersetzt ins Deutsche: Speiseschrank], chufang wangui [Küchenge-

schirrschrank]». Wenn schon von «Chuchichäschtli» die Rede ist, dürfen natürlich verschiedene Schweizer Speisen und Leckerbissen nicht fehlen wie «Anken», «Karamelköpfli», «Chäs-Chüechli», «Cervelat», «Fideli», «Gnagi», «Kabis», «Nidelzeltli», «Raclette», «Schoggi» und «Wähe». Der «Egli» wird in Ermangelung eines adäquaten chinesischen Namens als «Süßwasserfisch» umschrieben, der «Landjäger» nur «halbbatzig» («halbwertig, ungenügend, halbherzig») zum «Kantonspolizisten» deklariert und auch das «Birchermüesli» vom Speisezettel verbannt. Appetitgefühle angesichts der Schweizer Gaumenfreuden werden chinesische (Schweizer)deutsch-Dolmetscher inskünftig mit «chüschtig» oder «gluschtig» in Worte fassen können. Den «Kaffeelöffel» müssen sie allerdings «verschupfen» («stiefmütterlich behandeln»), wird er doch – angesichts der Unpopularität des Kaffees in China – zu «Teelöffel» sinisiert.

Mühelos können Chinesen dagegen ihres Übersetzeramtes walten, wenn sie Schweizern begegnen, die anderen Personen «Schlötterlinge anhängen» wie «Papierschweizer», «Rappenspalter», «Fötzel», «Ellbögler», «heimlifeiß», «Schlufi», «Chlaus», «Cheib», «Stierengrind» oder gar «Tschumpel». Chinesensicher sind weiterhin Ausdrücke wie «Dubel», «Schpinner», «Löli», «Glunggi», «Füdlibürger» oder «Bünzli». Hüten sollten sich Schweizer aber vor «Sauschwab», denn das wird ein wörterbuchkundiger Chinese verstehen – es ist übrigens das einzige fremdenunfreundliche Wort im Schanghaier Kompendium. Daß Deutschschweizer manchmal etwas «durchstieren», daß sie «weibeln», daß sie aber auch «pickelhart» «krüppeln» können, wird darin ebenso beigebracht wie daß sie bisweilen «muff», aber durchaus auch imstande sind, «das Kalb zu machen» («ausgelassen sein, sich närrisch gebärden») und den «Plausch» haben.

Sagt ein Schweizer Bauer, er habe eine «Heimat», meint er damit lediglich, er besitze «ein Heimwesen», «einen Hof», «ein Gut». Das Problem der Heimatmüdigkeit kann sich so aus chinesischer Sicht kaum stellen. In der Schweiz ist ein «Genie» je nach Umtext nichts weiter als ein Kürzel für «Genietruppen» («technische Truppen»). Schweizer, die «intrigieren», begnügen sich damit, «an der Fasnacht als Maske in witzigfrecher Weise (unbekannte) Personen anzusprechen».

Gewisse Helvetismen erfordern zur Umsetzung ins Chinesische einen erheblichen Aufwand. So müssen «Kilbi» mit neun und «jassen» mit sieben chinesischen Schriftzeichen verständlich gemacht werden. Für «Jaß» fehlt ein chinesisches Wort, weshalb nur gerade die Aussprache «Yasi» transkribiert wird.

Trotz aller Sorgfalt ist den Verfassern des Wörterbuches das eine oder andere «abverheit» («mißlungen, danebengeraten»). Eine «Auffahrkolli-

sion» wird als «Unfall unterwegs auf einem Berg» dargestellt, «Kipfel» («Hörnchen») statt «Gipfel» und «Schnuderbud» statt «Schnuderbub» geschrieben. Gewisse Eintragungen sind fehl am Platz wie «Nepal», «Burma» oder «Giraffe».

Die meisten politischen Parteien werden gemäß dem Stand von etwa 1991 mit ihren Abkürzungen erwähnt und verschiedene Kantone und Städte mit Umschreibungen vorgestellt wie «Mutzenstaat» («humorvolle Umschreibung für den Kanton Bern») und «Limmatathen» («Umschreibung für das Zürich des 18. Jh.s; heute nur noch ironisch gebraucht»). Daß die Schweizer «Tellensöhne» sind, erfährt der chinesische Schweizerdeutschstudent nicht.

Aussprache und Stimme auf der Bühne und im Alltag

Geist, Seele und Körper als Einheit in der Sprache

Von Edith Rohrbach

Eine hohe Textverständlichkeit ist eine der ersten und wichtigsten Voraussetzungen für eine gute Theateraufführung! Seit vielen Jahren wird dieses Prinzip an deutschsprachigen Bühnen jedoch stark vernachlässigt. Richtiger Stimmgebrauch, verbunden mit einer natürlich-lebendigen Aussprache und starkem Ausdruck, ist leider selten geworden. Abhilfe schaffen kann die Erkenntnis, daß unsere Gefühls- und Ausdruckswelt mit Stimme, Sprache und Atmung von Natur aus eine Einheit darstellt. Die malerischen und symbolischen Kräfte der Laute und Worte kommen so zum Tragen, und gutes Sprechen und Stimmhygiene werden dadurch ganz natürlich.

Auch große alte Herren des deutschen Theaters und der Rezitation wie Ernst Schröder und Gert Westphal beklagen, daß Schauspielerinnen und Schauspieler heute nicht mehr richtig sprechen können. In einer Radiokritik über eine Aufführung am Zürcher Schauspielhaus hieß es sogar: «Verstanden hat man an diesem Abend ohnehin nichts!» Eine gute Textverständlichkeit sollte für die Direktionen jedoch eine der ersten fachlichen Voraussetzungen sein.

Wenn aber das Publikum der Bühne die Ohren entgegenstrecken muß, um den Text mitzubekommen, ist es nicht mehr in der Lage, das Geschehen der Handlung gefühlsmäßig nachzuvollziehen. Damit verfehlt das